

Eva von Redecker, Praxis und Revolution. Eine Sozialtheorie radikalen Wandels, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2018, 295 S., brosch., 29,95 €, ISBN 978-3-593-50946-4.

Der »alte Maulwurf«¹ ist zurück. Auf dem Umweg über die arabische Welt hat sich die Revolution nach langer Abstinenz wieder in die Forschungsagenden der Geistes- und Sozialwissenschaften eingeschrieben. Dazu tragen Jahrestage wie das »Jubiläum« der russischen Oktoberrevolution von 1917 und der deutschen Novemberrevolution von 1918 sowie demnächst die 30. Wiederkehr des Wendejahrs 1989/90 bei, was prinzipiell zu begrüßen ist. Im Rampenlicht des Feuilletons schnurrt die Revolution dann aber allzu oft auf das eine umstürzende, diffus hoffnungsfroh stimmende Ereignis zusammen, über das man die Revolutionshistoriografie, traditionell an Frankreich geschult, längst hinweg währte.

»Praxis und Revolution« dämpft die Begeisterung für Großereignisse wie den Sturm auf die Bastille, den Fall der Berliner Mauer und die Proteste auf dem Tahrir-Platz. Angeboten wird stattdessen ein »praxis- und prozessorientiertes Verständnis von Revolution« (S. 15), das auf dem Fundament philosophischer Begriffsbildung und sozialwissenschaftlicher Theoriediskussion entwickelt werden soll. Man darf vorausschicken, dass das Buch, das aus der Berliner Dissertation der Autorin hervorgegangen ist, sein Versprechen einlöst. Mehr noch: Scheinbar *en passant* erläutert Eva von Redecker Schlüsselkonzepte der Theorie und verknüpft diese mit einem Gegenstand, den sie als dezidiert historisch und mithin in der Geschichtswissenschaft beheimatet ausweist. »Praxis und Revolution« birgt höchst Bedenkenswertes über den Strukturbegriff, über Materialität, Lokalität, Transformation und über feministische Theorie – um nur einige der Pfade zu nennen, die diese »Sozialtheorie radikalen Wandels« einschlägt.

Wiewohl sie Karl Marx, Hannah Arendt, Walter Benjamin und Thomas S. Kuhn regelmäßig zitiert, stützt die Autorin ihre Argumentation weniger auf diese Klassiker der Revolutionstheorie. Kronzeugen der »Neukonfiguration des Revolutionsverständnisses« (S. 16) sind stattdessen Antony Giddens, dessen Strukturbegriff von Redecker unter anderem mit Ludwig Wittgenstein und Andreas Reckwitz dynamisiert, und Judith Butler, deren Theorie der Performanz und der performativen Kritik sie auf Revolutionssituationen ausdehnt. Die Geschichtswissenschaft ist exemplarisch mit William H. Sewells Analyse des Ereignischarakters der Französischen Revolution und Lynn Hunts Studien zur politischen Kultur der Revolutionszeit vertreten. Als narrativen wie erkenntnistheoretischen Kniff darf man die vier literarisch-ästhetischen Beispiele verstehen, die den einzelnen Kapiteln voranstehen und die den Argumentationsverlauf bündeln und steuern. Drei davon – Ausschnitte aus Romanen von Mary Wollstonecraft, Charles Dickens und Tania Blixen – spielen während der Französischen Revolution, die von Redecker zum Prototyp des Phänomens erhebt. Das vierte Beispiel – eine Videoinstallation von 1990 über eine Protestaktion in der US-amerikanischen Queer-Szene – betont das Potenzial von Subkollektiven, Kritik an den herrschenden Umständen zu üben.

Im Zentrum des Buches stehen das Adjektiv »interstitiell« und die rhetorische Figur der »Metalepse«. Ursprünglich aus biologisch-medizinischem Vokabular herkommend, meint »interstitiell« »in den Zwischenräumen angesiedelt«, aber auch »die Zwischenräume ausdehnend«. Für das Verständnis von Revolutionen seien die Vorgänge in den Zwischenräumen von Gesellschaft grundlegend. »Interstitielle Praktiken« ließen sich überall dort ausmachen, wo alternative Handlungen erprobt, angewandt, wiederholt und verstetigt würden. Im Windschatten des Mainstreams – aber nicht notwendig an den Peripherien der Gesellschaft – werde so der Boden für Wandel bereitet. Langfristig stiegen die interstitiellen Praktiken entweder selbst zum neuen Mainstream auf, oder sie verschwänden wieder von der Bildfläche. Nach dem Gelingen oder Scheitern von Revolutionen frage man aus praxistheoretischer Perspektive nicht normativ, sondern phänomenologisch. »Revolution« sei weder gut noch schlecht, es sei eine Emsigkeit im Dazwischen mit Tendenz zur Expansion. Während die Geschichtswissenschaft die Ursachen für eine Revolution üblicherweise breit auffächert, interessiert sich von Redecker für die Regsamkeit in den Kreisen derjenigen, die sich als Bewahrer der »revolutionären Tradition« (S. 271) verstehen und oft sogar explizit inszenieren. Ob das Wirken dieser Subkollektive in der späteren Überlieferung tendenziell auch überschätzt wird, ist einer der Fragehorizonte, die das Buch bewusst offenhält.

¹ Karl Marx, Der 18te Brumaire des Louis Bonaparte (1852), in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 8, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1960, S. 113–205, S. 196.

Die Revolution wird als »metaleptischer Wandel« zum Sonderfall von Strukturwandel erklärt und zugleich zu dessen Paradebeispiel erhoben. Mit der Metalepse nutzt von Redecker eine selten benutzte Trope, die über eine Reihung ähnlicher Wörter neue Assoziationen aufruft oder Zusammenhänge von Ursache und Wirkung bewusst vertauscht. Alltagssprachlich würde man die Metalepse als Wortspiel fassen, noch dazu als ein weithergeholtes. Für die Beschreibung von Revolutionen ist sie geeignet, weil sie das bekannte, auf die Wissenschaftstheorie Thomas S. Kuhns zurückgehende Bild vom Paradigmenwechsel um die temporale Dimension erweitert, die für historische Prozesse entscheidend ist. »Metaleptische Paradigmenwechsel« – ergo: Revolutionen – sind laut von Redecker keine Kippbilder, die urplötzlich aus der Ente ein Kaninchen machen, um das prominente Beispiel aus Kuhns »The Structure of Scientific Revolutions« (1962) einmal mehr zu bemühen. Metalepse zielt stattdessen immer auf Reihung, auf Vorarbeit, Mitarbeit und Nacharbeit, gern auch auf das Aus-der-Reihe-Springen, in jedem Fall aber: auf Innovation nicht als Ergebnis von »Aufhebung oder Bruch, sondern Umgruppierung« (S. 209).

Wer die Revolution verstehen will, sollte folglich alternative Handlungen in gesellschaftlichen Zwischenräumen verfolgen und studieren, wann sie sich zum Strukturwandel akkumulieren. Anstatt die Hügel des Maulwurfs zu bestaunen – um bei Marx zu bleiben – erhebt von Redecker es zur Aufgabe der Revolutionsforschung, dessen unterirdisches Gangsystem freizulegen. Allein sein Einzelgängertum weist den Maulwurf als wenig revolutionär im Sinne von Redeckers aus. Gegenüber der mythischen Figur des heroisch-prometheischen Revolutionärs betont sie die Bedeutung sozialer Resonanzräume, etwa innerhalb der Gruppe der *tricoteuses* im revolutionären Paris, die Aristokratenkonterfeis strickten, oder im eingeweihten Publikum einer Drag-Show, dessen verbündendes Lachen herkömmliche Geschlechterordnungen aufzeigt und im gleichen Atemzug aufbricht. Strukturen, erläutert von Redecker, haben »Aggregatzustände«, sie können »versteinert« wirken, »geronnen« sein oder »flüchtig«. In jedem Fall sind sie das Resultat »geballter Praxis« (S. 155), insofern immer dynamisch und daher prinzipiell offen für radikalen Wandel.

»Praxis und Revolution« passt thematisch zur aktuellen Marx-Renaissance, und es passt methodisch zum neuerlichen Interesse einer sozialtheoretisch erweiterten Philosophie an der Sphäre des Politischen. Es spricht für die umsichtige Arbeitsweise der Autorin, dass sie die kritisierten Verkürzungen und blinden Flecken in der sozialtheoretischen Debatte nie unbesehen einfach den Originalwerken unterstellt. Anstatt beispielsweise die ubiquitäre Kritik an Kuhns Paradigmabegriff fortzuschreiben, zeigt von Redecker in den Diskussionssträngen der letzten Jahrzehnte, wo die Rezeption auf Abwege geriet; sie rehabilitiert zentrale Passagen und öffnet so auch alte Texte für neue Einsichten.

Aus Sicht der historischen Revolutionsforschung gäbe es hier und da etwas zu kritteln. Anstatt aber zum Beispiel die etwas simple Gleichsetzung von »Nation« und »peuple« für 1789 zu hinterfragen (vgl. S. 247), beckmesserisch den eigenen Säulenheiligen Reinhart Koselleck in der recht kursorischen Begriffsgeschichte zu vermissen, Datierungen zu korrigieren (vgl. z.B. S. 158, 249) oder die manchmal etwas pathetische Revolutionsemphase der Autorin zu sezieren, sind Historikerinnen und Historiker besser beraten, das Buch als eine Einladung zu verstehen. Es öffnet den Zwischenraum für einen interdisziplinären Dialog über die Revolution, der im Zusammenspiel von Quellen und Theorie im besten Sinne interstitiell werden könnte. Was von Redecker einfordert und vorausdenkt, ist die »anspruchsvolle Suche nach Kontexten und Kontextbedingungen« (S. 177). Für die zuletzt etwas angestaubte Freundschaft zwischen Geschichtswissenschaft und Philosophie ist das ein vielversprechendes neues *telos*.

Anna Karla, Köln

Zitierempfehlung:

Anna Karla: Rezension von: Eva von Redecker, Praxis und Revolution. Eine Sozialtheorie radikalen Wandels, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York: 2018, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 59, 2019, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81884>> [21.2.2019].